

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 81.

Mittwoch, 22. März

1933.

DIE WEISSEN REIHER

ROMAN VON JENS ANKER

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Affe klagte angstvoll. Es klang, wie wenn ein kleines Kind weinte. Er machte einige unsichere Schritte an dem Seil und versuchte hinaufzuklettern. Aber er stürzte wieder herunter und direkt auf die Messerschneide. Er schrie vor Schmerz und sah Elena bittend und vorwurfsvoll an. Dann mußte er seinen Leidensweg, am ganzen Körper zitternd, von vorn beginnen.

Die Menge tobte und johlte wie eine Horde Wilder. Diesen Moment nützte Elena geschwind aus, um mit Ausbietung aller ihrer Kräfte die Menschenmauer zu durchbrechen und wieder zu dem Tier zu gelangen. Mit einem raschen Griff riß sie die Schnur an sich und brachte den Affen in Sicherheit, den sie beschützend an sich hielt, während sie mit aller Kraft Tai-Ling einen Tritt gab, so daß ihm das Messer klirrend aus der Hand flog.

Jetzt kam Unruhe in den Haufen, der vom Eingang her nach innen drängte. Ein paar beherzte Männer halfen Tai-Ling wieder auf die Beine und hekten ihn unter wütendem Zohlen auf die „feine Dame“.

„Dann soll sie klettern!“ schrien sie roh.

„Auf das Seil mit ihr!“ hohnlachten andere.

Elena wich rückwärts gehend in den Hof, Tai-Ling ihr nach. Seine wässerigen Augen waren blutunterlaufen, und das Messer, das er, ohne der Fußtritte zu achten, wieder unter den stampfenden Beinen herausgeklaubt hatte, blitzte in seiner Hand.

„Auf sie! Auf sie!“ schrien die Unmenschen. „Laßt sie klettern.“

Auch die Bewohner des Hinterhauses waren mittlerweile aus ihren Löchern herausgetrochen und versperrten grölend und schimpfend den Zugang zur Treppe. Ein paar Kerle stießen sie wieder Tai-Ling entgegen. Sie heulten vor Lachen, als sie ihre Angst sahen.

„Gib ihr zuerst einen Kuß, Tai-Ling!“ brüllte der Haufen, „sonst flennt sie. Du mußt sie trösten, Tai... Mach sie glücklich...“

Elena hielt den Affen immer noch fest an sich gedrückt und versuchte, die tobende Menge zu beschwichtigen.

Ob sie denn nicht zugeben wollten, daß es eine Schande sei, ein armes Tier so zu quälen?

Und in einem Augenblick tiefster Ergriffenheit hielt sie den kleinen Affen mitten in einen plötzlich einbrechenden Sonnenstrahl hoch, so daß sein kleines ängstliches Gesicht mit den hübschen feuchten Augen und sein armseliges, mageres Körperchen allen sichtbar wurde.

Aber alles grölte nur um so ärger:

„Was geht er dich an?“

„Gehört der Affe vielleicht dir?“

„Kümmere dich um deine eigenen Sachen!“

Sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden, aus

Angst und Müdigkeit, Zorn und Hoffnungslosigkeit. Im gleichen Augenblick riß ihr Tai-Ling den Affen mit solcher Gewalt aus der Hand, daß sie strauchelte und nach hinten in die Arme eines Mannes fiel, der sie brutal wieder nach vorne stieß. Alles bog sich vor Lachen, man fing an, sie hin und her zu werfen. Es war ganz aussichtslos für sie, sich zur Wehr zu setzen; sie war wie ein Ball in ihren Händen. Man schnappte ihr die Tasche weg, man zerrte und zerriß ihr die Kleider. Einer wollte sie zu Boden werfen, ein anderer sie umarmen, ein dritter drängte sie gegen das Seil und verlangte, sie solle hinaufklettern.

Wie ein grauenvoller Traum lastete diese Orgie von Roheit und Haß auf ihr, der alle die ekelhaften, farbigen Grimassen entstellte, die Mäuler in Kloaken, die Hände in Krallen verwandelte. Einem war es endlich gelungen, sie zu dem Seil hinzuschleppen: eine Sekunde lang entstand eine erwartungsvolle Stille, dann brach der Sturm von neuem los... um sich aber plötzlich und unerwartet wieder zu legen.

Elena schloß die Augen und murmelte in Gedanken ein kindliches Gebet. Sie war auf das Schlimmste gefaßt.

Doch plötzlich ließen die vielen Hände von ihr, so daß sie fast das Gleichgewicht verlor.

Noch traute sie sich nicht, die Augen zu öffnen. Aber sie hörte deutlich, wie die Menge vor jemand auswich, Plah machte, zuerst stumm, dann mit unterwürfigem Gemurmel!

Jetzt öffnete sie die Augen — langsam!

Ja, die Menge hatte von ihr gelassen und niemand hielt sie mehr fest. Sie sah lauter gesenkte Köpfe, gekreuzte Arme und gebeugte Rücken. Und plötzlich sah sie, wie durch einen leichten Nebel, einen hohen, schlanken, europäisch gekleideten Herrn — sah, wie er sich näherte... jetzt war er dicht an sie herangekommen... und jetzt bot er ihr den Arm!

Sie war sich — mitten in ihrem tiefen Erstaunen — gerade noch bewußt, daß sie vergebens versuchte, aufzustehen und ihm die Hand zu geben, aber daß ihr sowohl das eine wie das andere unmöglich war — und daß er sie deswegen in seine Arme nahm, sie durch die Menge hindurch zu ihrem Auto trug... Dann verlor sie die Besinnung...

Sie kam erst wieder zu sich, als sie bereits die Fleet Street erreicht hatten. Sie fühlte sich wieder belebt, und zugleich strömten die verschiedensten Gedanken auf sie ein. Sie wurde sich bewußt, daß sie mit knapper Not dem Tod entronnen — einem qualvollen Tode entgangen war. Die Erinnerung daran ließ sie zusammenschauern und in Tränen ausbrechen.

„Es war höchste Zeit, daß Ihr Chauffeur mich herbeiholte“, hörte sie den Herrn sagen.

Sie hatte ihn fast vergessen. Jetzt schämte sie sich darüber. Aber sie weinte trotzdem nicht weniger heftig. Es brachte ihr psychisch wie physisch Erleichterung. Sie fühlte sich wie neugeboren und reichte ihm dankbar lächelnd die Hand:

„Ich danke Ihnen“, schluchzte sie. Sie war vom Weinen so benommen, daß sie ihm die Hand einige Minuten überließ, bis sie es merkte und sie mit einem verlegenen Lächeln zurückzog. Dann trocknete sie ihre Augen und streckte ihm aufs neue die Hand hin, um ihm noch einmal zu danken.

Aber Worte und Lächeln erstarben auf ihren Lippen, als sie in ihrem Retter denselben Mann erkannte, der sie eine Zeitlang verfolgt hatte! Er war es und kein anderer!

3.

Billy war ganz außer sich, als er hörte, was vorgefallen war. Er kam soeben nach Haus, als der Fremde mit Unterstützung von Rice und Jane seine Frau mit größter Sorgfalt durch den Vorgarten in das Haus geleitete. Er wollte unter keinen Umständen zugeben, daß Li-Chang — so nannte sich der Retter — sie verlassen sollte, bevor er ihm nicht in aller Form seinen Dank ausgesprochen hatte.

„Ohne Ihre Hilfe wäre sie ja von dem entsetzlichen Pack in Stücke gerissen worden“, wiederholte er immer wieder. „Aber ich habe sie oft genug gewarnt, sich in dieses gefährliche Viertel zu wagen.“

Dem Chauffeur hatte er auch einen ordentlichen Rüssel erteilt, den dieser aber mit morgenländischer Ruhe über sich ergehen ließ.

„Ich tat, was ich konnte“, behauptete er. „Ich riet der gnädigen Frau davon ab, auszustiegen, aber sie wollte nicht hören. Und es war mir vollkommen unmöglich, ihr in den Durchgang zu folgen. . . Ganz zufällig entdeckte ich dann diesen Herrn“ — er verbeugte sich tief vor Li-Chang — „und bat ihn, sich ihrer anzunehmen.“

„Ja, es war wirklich nur einem Zufall zu verdanken, daß ich mich gerade in dem Viertel befand“, erklärte Li-Chang. „Ich wollte einige Antiquitäten aufstöbern, die in der Gegend zu haben sein sollten.“

„Dann muß ich Gott für diesen Zufall besonders danken!“ Bill wußte kaum, wie er seinem Danke Ausdruck geben sollte. „Und ich sehe ein“, wandte er sich an den Chauffeur, „daß die Schuld nicht Ihnen zuzuschreiben ist.“

Der Chauffeur entfernte sich, nachdem er ein schönes Trinkgeld erhalten hatte.

„Aber du, mein liebes Kind“. Er kniete impulsiv vor dem Stuhle nieder, in den Elena gesetzt worden war. „Wie siehst du aus! . . . Wie haben dich die Tiere zugerichtet, Liebling!“

Jane hatte sich mittlerweile Elenas angenommen und wollte sie überreden, ins Bett zu gehen, aber sie schlug es kurzerhand ab:

„Ich fürchte mich, allein zu sein“, gestand sie, „dann taucht alles wieder vor mir auf. Übrigens geht es mir auch schon besser.“

Billy hatte ihr überall Kissen untergeschoben, um es ihr bequem zu machen, und im Kamin loderte ein freundliches Feuer, so daß sie es auch warm hatte. Jane wusch liebevoll die vielen Kratzer und Wunden aus und verband ihr die Hände. Billy kniete immer noch vor Elena und bedeckte sie mit seinen Küssen.

„Aber Billy, das geht doch nicht!“ Sie warf dabei einen Blick auf ihren Gast.

Billy erhob sich. Li-Chang hatte mit löblicher Diskretion begonnen, den Wandschmuck zu studieren. Er wandte sich lächelnd um, als Billy die Hand auf seine Schulter legte.

„Was ist, Mr. French?“ Bills Stimme zitterte vor Erregung. . . „Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken kann.“

Li-Chang lächelte wieder, aber diesmal war es ein feines, wehmütiges Lächeln:

„Am besten dadurch, daß Sie weder daran denken, noch davon sprechen! Ich habe ja nichts anderes getan, als was ein jeder an meiner Stelle auch getan hätte. . .“

„Na, das weiß ich doch nicht! Sich in einen solchen Menschenhaufen hineinzuwagen, ist wirklich. . .“

„. . . für mich ganz ohne Gefahr“, versicherte der andere. „Das ganze gelbe Limehouse kennt mich ja und. . . und hat den nötigen Respekt vor mir. Und außerdem wissen die Abendländer gar nicht, welchen ungeheuren Einfluß die Lehren des Konfuzius auf unser alltägliches Leben ausüben.“

Einen Augenblick war es, als ob ein Funke aus seinen schiefen Augen sprühte.

Billy drückte ihm herzlich die Hand. „Sie sind ein Gentleman durch und durch! Sie betrachteten vorhin so angelegentlich meine Bilder?“

„Ja, Sie haben ein schönes Heim“, nickte Li-Chang. „Interessieren Sie sich für Kunst? . . . Aber natürlich, das müssen Sie ja tun, da Sie vorhin auf der Jagd nach Antiquitäten waren!“

Elena lauschte mit größter Spannung der Konversation. Dieser Mann erregte natürlicherweise in ungewöhnlichem Grade ihre Aufmerksamkeit. Denn sie war nun vollkommen davon überzeugt, daß er derselbe war, der sie vor einigen Wochen wie ein Schatten überallhin verfolgte. Auf der andern Seite schien er gar nichts mit jener Kategorie von Männern gemein zu haben, die fremden Damen auf der Straße nachlaufen. Im Gegenteil! Es lag über seinen Bewegungen wie über seinen Worten und seinem Lächeln eine reservierte, wenn auch sympathische Würde. Warum aber hatte er sie verfolgt? Und welchem Umstande hatte sie den sehr merkwürdigen Zufall zu verdanken, daß er auch heute in ihrer Nähe gewesen war! Ja, so unmittelbar nahe, daß er sie aus dieser gefährlichen Situation retten konnte. Sie wußte nicht warum, aber sie glaubte nicht an seine Erklärung mit den Antiquitäten. Aber vielleicht konnte sie jetzt etwas Aufklärendes erfahren.

Li-Chang stand versunken in der Betrachtung eines alten holländischen Stiches:

„Ich liebe die Kunst“, sagte er. „Ich bin Kunsthistoriker und bin seinerzeit im Auftrage meiner Regierung viel herumgereist, um für sie Einkäufe zu machen. Wir Chinesen sind fast alle eifrige Sammler, übrigens meist von europäischen Sachen“, lächelte er sarkastisch. „Und diese sind nicht immer gleich geschmackvoll. Ich kann Ihnen jedoch die beruhigende Erklärung geben, daß ich immer nach Möglichkeit den größten Kitsch unter den sogenannten Altertümern vermieden habe, die sich bei den reichen Leuten in China besonderer Beliebtheit erfreuen.“

(Fortsetzung folgt.)

Märzluft weht.

Die Märzluft weht über die Felder
Und weiß ein gar lockendes Lied,
Das singt sie dem Lauschen der Wälder,
Das singt sie dem harrenden Nid. —
Und wo sie dem Menschen begegnet,
Umzittert ihn seligster Klang,
Bis schauernd er fühlt, wie ihn segnet
Die Weiße den Weg entlang . . .

Und über den Weg strahlt die Sonne,
Wie einst ihr siegendes Licht,
Erwartend in sehnender Wonne
Blauweißens Frühlingsgedicht. —
Und träumend von kommenden Tagen
Der Schwalbenwiederkehr,
Von Märchen, die nicht zu sagen,
Und noch und noch viel mehr . . .

Ich fühl's bei der knospenden Weide
Im Dämmerheine so tief,
Als aus dem dunkelsten Leide
Ein helles Klingen mich rief.
Nun weiß ich's: was mich auch getroffen,
Als Herbst meinen Garten entlaubte,
Ein Wunsch blieb immer noch offen,
Der an den Frühling glaubt . . .

Toni Stitz

Einsamkeit der Puszta.

Von Alfred Wiedenbräu.

Immer noch ist die Einsamkeit der Puszta groß. Immer noch ist die Odnis der endlosen Steppe von einer ganz eigenartigen Schönheit, die den Reiz etwas Unerwarteten hat. Der ewige, gleichmäßige Kreis der Erde, der sich weit drauße am tiefen Horizont in den blauen Himmel fügt, das zarte, weiße Gewöl, das wie Flaumfedern leicht über diesen Himmel wandert, der unbeschreibliche Aufgang der Sonne und ihr Untergehen, die das dunkelrote Licht mit den sauberen, weißen Gebäuden, den einzelnen Döfen und den einsamen Räumen und kleinen Wäldchen spiegelt. Dunkel, schattenhaft steigen dann die Ziehbrunnen, manchmal zu drei und vier ganz knapp nebeneinandergerichtet aus der Ebene und die Bohrschöber stehen wie rotglühende Gloden auf der dunkelbraunen Erde.

Langsam wandern die Gulyas, die Rinderhirten über die Weiden; sie tragen noch den weißen, grün und rotbestickten Mantel über die Schultern geworfen, in den zugespitzten Ärmeln haben sie ihr Essen, ihr Messer und ihren Tabak. Sie wandern zwischen den großen Herden über das Steppengras; sie liegen stundenlang auf dem Bauch und träumen oder sie schnitzen die häßlichen kleinen Kulaes, die hölzernen Trinkflaschen, die sie mit Pferdehaut überziehen und darin die Getränke tagelang kalt und heiß bleiben. Sie fertigen mit Muße und viel Zeit die netten, bunten Dinge und Gegenstände an, die sie dann dem Wirt in der Csarda zum Verkauf überlassen oder zu einem Händler in die nächste Stadt schicken.

Immer noch wandern die Schafhirten in ihren Fellen und mit dem schmierigen, fetten, runden, gewölbten Hut und dem Herdenstock neben der Herde entlang, durch ihre Wochen, durch ihren Sommer, bis der Herbst kommt und die Schafe heim in die Ställe der Stadt ziehen. Längst sind dann die Czitos, die Pferdehirten fort; es sind die stolzesten, die bestbezahlten unter den Hirten der Steppe. Sie bringen Abenteuer und Bewegung in die Eintönigkeit der Puszta, wenn sie auf ihren guten Kennern über die braune Erde galoppieren. Mach Platz! Kanak! Schweinehirt! Wenn du hörst, daß der Boden von den Hufen der galoppierenden Herde dröhnt! Mach Platz! Kuhak! Und wirf deinen schönen, messingbetrönten Stod nach einem unfolgsamen Tier, Schafhirt, wenn du es schonen willst vor Schred und Flucht!

Aber der Hirt lächelt. Es geht keinem so gut, wie ihm; zwei Hunde sind seine Kameraden in der Einsamkeit, langzotige, kleine luge Tiere, die selber das Aussehen eines Schafes haben! In wundervoller Technik umkreisen sie die Herde, sehen die kleinste Bewegung, erkennen augenblicklich jede Absicht eines der Herdentiere und rufen es zur Ordnung zurück. Der Hirte kann ruhig sein; er kann weiter im Gras liegen und seinen Roman lesen, sein gedrucktes Abenteuer in einem billigen schmierigen Heft, das unter den Hirten die Runde macht.

Das ist die Zeit von heute. Die Technik gibt neue Perspektiven. Wir sehen die Welt vom dahinrasenden Auto aus anders! Ganz anders bieten sich uns die Menschen und ihre Landschaften, wir fliegen an ihnen vorbei, vorbei an interessanten Erlebnissen und Eigenschaften, wir dringen nicht so ein, in jedes Stück Welt im Kleinen, wir nehmen alles im Tempo der Zeit. Wir rasen weiter! Wir sehen die weißen Rinderherden draußen im Gras liegen, wie hellgraue Steine unter dem blauen Himmel.

Röwen flattern unerwartet von der schwarzbraunen Erde auf, mit weißem Körper und schwarzen Flügelspitzen; überall anders hätte man sie erwartet, nur nicht hier in der Steppe! Aber da blinken Seen herüber, riesenhafte Seen! Es sind Fischzuchtereien! Mitten in der uralten Puszta, wo das Wasser felsig und rar ist; Karpfen und Hechte zu vielen Tausenden. Fische, sie kamen zu den übrigen Herden: Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Gänse.

Eine Eisenbahn geht durch die Puszta. Schneidet die Einsamkeit mitten durch. Die Masse der elektrischen Leitungen wandern in die Unendlichkeit der Ferne, dem Himmel entgegen.

Dann ein kleines Dorf. Gleichmäßige Bauernhäuser aus Mauerwerk, fast kleinstädtisch, in einer Art, die uns bekannt vorkommt. Die Menschen reden ein sonderbares Deutsch. Es sind Bauern aus Württemberg, deren Vorfäter aus Deutschland kamen; in der Tiefebene siedelten sie sich an, bauten die deutsche Bauernstadt unter anderen nationalen Farben, raderten und schufteten; Großvater und Vater und jetzt die Söhne und Töchter. Die Arbeit ändert sich nicht, sie bleibt dieselbe und die Zeiten waren immer schwer. Aber die Häuser blieben sauber und rein; haben ein gleichmäßiges Aussehen, eines wie das andere, einen blauen Sotel; fast alle haben ihn; fast alle sind weiß und ragen in den Hof hinein, der hoch eingezäunt ist, eine einfache ver-schlossene Veranda auf vier kantigen Holzstämmen. Sechszwanzig Jahre ist der alte Württemberger, er redet noch Dinge aus seiner fernen Heimat, obwohl er schon längst Ungar ist, aber wie ein roter Faden zieht sich dieses Gefühl fort, dieses Geboren-

werden auf der anderen Erde, wie ein roter Faden durch die Generation, durch die Geschlechter.

Kings ist die Puszta um ihn. Von einem Fenster aus sieht er hinein in die Tiefebene, sieht er einzelne Bauerngehöfte, weit draußen, ungewiß, von einer einzelnen Akazienbaumreihe umstanden, wie eine Dase. Leise schimmernd hebt sich das Land in das Strahlenmeer der Sonne; sanft grün weht die Puszta herüber. Zehntausend blinken die weißen Kühe und wandern die gelbbraunen Schafe in Rudeln über die Ebene.

Unaufhaltsam geht die Zeit ihren Weg. Kein Berg ist zu hoch, kein Ocean zu groß, keine Einsamkeit zu tief. Im Puszta-wirtschaftshaus läuten um zwölf die Gloden laut und deutlich, Klangvoll und zuverlässig aus dem Lautsprecher. Ingenieure sind da, um nach Erdgas zu suchen und Bohrtürme sind gebaut. Autos rasen die gute Straße quer durch die Puszta, neben dem Schienenstrang der Eisenbahn. Telefon gibt es. Die Hirten lesen Romane.

Wie lange noch und der kleine Zigeuner wird überflüssig werden, wenn man sich eine gute Zigeunerkapelle aus einem berühmten Lokal in der Hauptstadt einfangen kann. Wie lange noch, und die Hirten werden abends und in der Nacht nicht mehr an dem kleinen, rotglühenden Feuer sitzen und von wundervollen Abenteuern und Menschen und Heiden reden, wie lange noch, und man wird auf einen Trip in die Puszta reisen, auf einen oder zwei Tage: Puszta ... am Rand der Vergangenheit!

Ein leiser, wundervoller, sanfter und zaghaft, funkelnder Sterneneigen hängt spät am nächtlichen Himmel. Immer noch meint es der Mond gut mit uns. Er deckt vieles zu, was wir nicht sehen wollen und zaubert dafür mit seinem geheimnisvollen Licht über der Puszta ein romantisches, wundervolles Geschehen herauf, mit einem Csardas in der alten Schenke, dem Gesang der Hirten unter den Bäumen, und den aus der Puszta herübergaloppierenden Czitos.

Ein Weitzen noch hören wir durch die offenen Fenster das Spiel des alten Cymbals, das große Lied der Steppe. Dann fliehet sie unter den Rädern des Wagens zurück. Stundenlang, immer weiter, in die Nacht hinein und wir nehmen sie mit wie eine unvergeßliche Kata Morgana, die ein glücklicher Sonntag dem beschaunlichen Pusztawanderer gewährt.

Max Reger Anekdoten.

Von Prof. Dr. Ernst Reicher.

Max Reger, der am 19. März sechzig Jahre alt wäre, war ein von so tiefem Kunsternst erfüllter Musiker, daß er sich gelegentlich durch seinen Humor entspannen mußte. Bekannt ist, daß er Leuten, die er liebte, Stücke mit dem Thema a. f. f. e. widmete ... und sich über das Mißverständnis und Unterschätzwerden in Deutschland mit dem von seiner Gattin Elsa überlieferten Gedanken tröstete: „Das Schwein und der Künstler haben das gemeinsam, daß man sie erst nach dem Tode schätzt ...“

Im zweiten Jahr des Weltkriegs bot Reger dem Musikverein einer deutschen Stadt seine „Waterländische Ouvertüre“ an, worin der Choral „Nun danket alle Gott“ thematisch verarbeitet ist. Der Vorstand des Vereins hatte Bedenken und meinte, es sei noch zu früh, diesen Choral anzustimmen: „Nun“, erwiderte Reger, „so singen Sie dafür den Choral: „Ermuntere dich, du schwacher Geist!“

Eine Dame, die der ersten Aufführung seiner „Böcklin-Suite“ beiwohnte, war besonders gefesselt von den dunkeln, merkwürdig klingenden Tonfiguren der Fagotte im Bacchanal. „Bringen die Musiker das mit dem Rande hervor?“ Reger sah die fragende Frau einen Augenblick starr an, dann sagte er toternst: „Das will ich stark hoffen!“

Seinem Freund, Herrn Anshüy, schickte er einmal in einem Anfall von orthographischer Laune eine durchaus in falschen Noten geschriebene Einladung: „Sörr gedhrter Hähr Logtor! Tirven wür Sä plüden, tas Sä wit Uerä hochgedhrte Fhrzu Kemanän nächstben Sonndat den 26. Mey avents 3 1/2 Ur Izu unß Izu äuhähm fans ämbachten und väscheidenen galden Aiventprod gomen ...?“

Der englische Komponist Cyrill Scott fragte Reger einmal, wie ihm seine, Scotts letzte Kompositionen beim Musikfest gefallen hätten. „GelnS, Herr Scott“, erwiderte Reger, „Wann Ihnen wieder amal was einfällt, gel, dann schreiben Sie's net auf!“ — Ein Kritiker, Herr H., hatte Reger im Hotel besucht, aber nicht viel Beachtung gefunden, und erzählte ihm deshalb, um sich interessant zu machen, er sei bei Wagners Leichenbegängnis mitgegangen. „Nun ja, der Wagner ist halt schon tot gewesen und hat sich nicht wehren können“, entgegnet Reger und Herr H. läßt verärgert zur Tür hinaus. Aber es läßt ihm keine Ruhe, und nach

seiner Welle schickt er das Zimmermädchen zu Reger: „Einen schönen Gruß von Herrn H. und wenn Herr Doktor Reger einmal stirbt, ginge Herr H. gewiß nicht mit der Leiche.“ Aber Reger bleibt ganz ungerührt: „Sagen Sie dem Herrn H. einen schönen Gruß — ich zum Beispiel ginge sehr gern mit seiner Leiche mit.“

Einen seiner Lehrer, der sich besonders viel auf seine Kenntnis der alten Instrumente einbildete, fragte Reger eines Tages, was für ein Instrument die Bage sei. Der Lehrer beschrieb die Bage sofort als ein Saiteninstrument, ähnlich der Lyra, nur bauchiger und mit mehr Saiten. „Aha“, sagte Reger und dankte sich, „nun kann ich mir endlich die Bibelstelle erklären: die Israeliten kamen mit Bittern und Bagen. Denn was eine Bitter ist, habe ich immer gewußt, nur eine Bage war mir bisher unbekannt ...“

Er hatte in seiner Münchner Zeit manche böse Tage oder Stunden mitzumachen, namentlich wenn Rudolf Louis ihn pie-sackte. Louis, sein Hauptvordersacher, ließ keine Gelegenheit vorbegehen, ohne Reger zu verulken. Da brachten dem Dr. Louis einmal die Schüler Regers eine Kapennuß, was Reger sehr peinlich war, was Louis aber benützte, um zu fragen, ob das auch eine Regersche Komposition gewesen sei ... Reger aber schrieb darauf an Louis die nachmals berühmt gewordene Postkarte, worauf er mit roter Tinte ankündigte, er sitze irgendwo und habe die längste Kritik von Louis vor sich, werde sie aber gleich ... anderswo haben, kurz, ein Hadelziehen und Mauseln nach altbayerischer Art, das wir nur andeutungsweise, nicht in vollen Notenwerten wiedergeben können. Jedenfalls bezeugt der Regersche Humor ein Original, eines der wenigen, das die moderne Musikgeschichte, außer Anton Bruckner kennt ...

Max Reger war zuletzt allerhand „geworden“, Professor, Generalmusikdirektor, Ehrendoktor, (der Medizin!), Hofrat. Er war glücklich verheiratet, hatte zwei Kinder, besaß eine hübsche Villa; aber der private Reger ging nach seinem Willen die Öffentlichkeit gar nichts an. Er machte sich nichts aus Würden, er wollte nur Max Reger sein. Als er einmal in einer Sommerfrische die Kurliste studiert und die Eintragung findet: „N. N., Komponistin, Stuttgart“, schreibt er unmittelbar darunter „Max Reger, Klavierlehrer, Weiningen.“ Zuletzt im Januar 1916 ist er bei Maria Deek in Saarbrücken zu Besuch. Er erzählt viel aus seinem Leben, spricht noch mehr von seinem Tod, den er nahen fühlte. Kein Trost kann ihn, kein Einwand beruhigen. Endlich gibt er sich einen Rud. Er wird fröhlich und erklärt lachend: „Gut wars im Hotel zur Luftigen Wägen ...“, womit er das Heim der Freundin meinte. Und fügt dann ernst hinzu: „Gel, der Humor ist halt doch das Beste im Leben ...!“ Kurz darauf, im Mai 1916 stirbt er plötzlich in Leipzig, im Hotel Hentich, erst 43 Jahre alt. In allzugroßer Bescheidenheit, sich selbst historisch betrachtend, hat er die — zum Glück falsche — Prophezeiung hinterlassen: „Warten Sie nur, in zehn Jahren gelte ich auch schon als Reaktionär und werde ...“ „in Eisen geworfen ...“

Das Loch im Strumpf.

Von Heinz Scharpf.

Alle waren sie hinter Ulrich her, um ihn zur Strecke zu bringen, die zum Traualtar führt. Er sah zu aufreizend glücklich aus.

„Ich und heiraten?“ stellte er sich unterstreichend dämlich, „ich verstehe doch von Frauen nichts!“ und er blieb hartgeflossen, ein unverbesserlicher Sinder gegen sich selbst. Ach, wenn jeder, der von Frauen nichts versteht, ledig bleiben wollte, gäbe es nur Junggesellen an der Welt.

Eines Tages wurde Ulrich von einer Dame aus beinahe so gutem wie reichem Hause zu einem kleinen Spaziergang abgeholt, die nicht übel Lust zeigte, sich ihm fürs ganze Leben als Begleitung anzuschließen. Es war ein junges Mädchen, die einzige Form des Weibes, wie Ulrich sich auszudrücken pflegte, die mit seiner späteren Entfaltung verfohnt. Es schritt etwas zu schnell neben ihm her, wie alle jungen Damen, die immer glauben, etwas zu veräumen, während reifere Herren gern langsamer gehen, in der Angst, sie könnten etwas übersehen.

Als Ulrich einen Schritt zurückblieb, wurde plötzlich sein Auge magisch niedergezogen. „Am Himmelswillen“, rief er, „verehrtes Fräulein, Sie haben ja ein Loch im Strumpf.“

Sie fuhr etwas zusammen, nicht wie vom Blitz getroffen, da fällt man mehr der Länge nach hin, aber doch beinahe von einer Tarantel berührt.

„Schreien Sie doch nicht so“, rief sie blutübergossen hervor, „das müssen doch nicht alle Leute hören!“ Obwohl weit und breit niemand zu sehen war als nur ein Bettler, dem eine umgehängte Tafel „Taub und blind“ weder die Ohren zu spigen noch sich umzusehen erlaubte. Dann drehte sie das Köpfchen

nach hinten, mit einer reizenden Bewegung, wie man sie an jungen Enten und Gänsen beim Reinemachen beobachten kann, und sah prüfend an sich herab.

„Ach“, verzog sie den Mund, als wäre sie das Opfer eines Scherzes geworden, „das ist doch kein Loch, da ist doch nur die Naht geplakt.“

Ulrich klemmte sein Einglas vor den Blick, was er immer tat, wenn er in einer Sache nicht deutlich sah. „Auf jeden Fall ist der Strumpf zerrissen“, konstatierte er sachlich, „ob Loch oder Naht, ist denn da so ein großer Unterschied?“

„Und ob“, rümpfte sie das Näschen, das auch im ungerümpften Zustand einer Portion Keckheit nicht entbehrte, „ein himmelweiter. Ein Loch ist wie ein Fleck auf der Ehre, eine geplakte Naht hingegen wirkt wie eine Kapripze, die im durchbrochenen Strumpf ihre künstlerische Auswirkung fand. Ein Loch enthält die Strumpfrägerin, eine geplakte Naht nur das Fabrilat.“

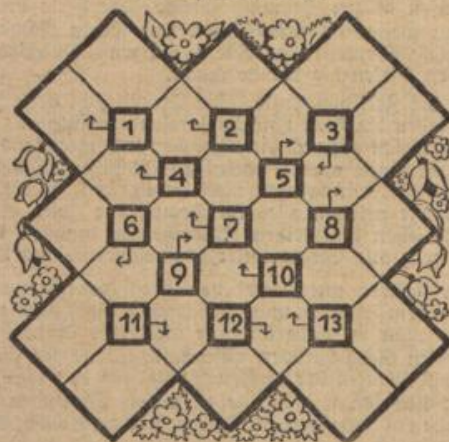
„So ist das?“ staunte Ulrich, „hier hängt ein Loch also gewissermaßen an einem Faden, der das Rückgrat des Strumpfes darstellt, laßt eine Öffnung mit milderen Umständen. Doch weiß auch jeder, der nicht gerade Strumpffachverständiger ist, wo die Naht aufhört und das Loch anfängt?“

„Man muß nur ganz genau hinschauen, sofern die intensive Betrachtung einer Frau dem Mann nicht den klaren Blick raubt —“

„Da haben wirs“, hatte Ulrich ein, „und da die Ehe nun einmal zum intensivsten Betrachten einer Frau (oder auch zum Wegsehen von ihr) verleitet, muß man in dieser Institution das klare Auge verlieren. Nun stellen Sie sich mich als verheiratet vor, Fräulein. Mich, der ich von Frauen so wenig verstehe, daß ich unter die Literaten gehen könnte, um über sie zu schreiben. Ich würde in der Ehe alles in einen Topf werfen, würde brüllen: „Betrug!“, wo es sich um einen harmlosen Ffirt handelt, würde wettern: „Verschwendung!“, wo im Großeinkauf man erspacte, würde die Hände ringen: „Wirtschaft!“, wo gar keine vorhanden ist, kurz, ich würde überall ein Loch sehen, wo meine Geduld plakt und sofort den Faden verlieren, wo ich die kleinste Naht offen fände. Auf jeden Fall würde ich nicht voneinander halten können, was doch in der heutigen Zeit zwei ganz verschiedene Begriffe geworden sind: Liebe und Ehe. Ich taugte eben nicht zum heiraten, wie jeder Mann, dem es an Fantasie für die Vielgestaltigkeit der Dinge mangelt, die das Wesen einer Frau ausmachen.“

„Nur solche Männer taugen zur Ehe“, lachte die junge Dame, „denn die andern lassen sich nicht so leicht ein A für ein U vormachen. Zum Beispiel ein Loch im Strumpf für eine geplakte Naht.“

Kachelrätsel.



Die Wörter beginnen immer am Pfeil und werden in Richtung des Uhrzeigers gelesen. Sie bedeuten: 1. Platz im Theater. 2. Durchsichtiges Gewebe. 3. Modifikation des Sauerstoffs. 4. Ringelwurm. 5. Klimagebiet. 6. Lasttier. 7. Strom in Ost-Sibirien. 8. Germanische Gottheit. 9. Art Truhe. 10. Heilpflanze. 11. Berühmte italienische Schauspielerin. 12. Waschmittel. 13. Getreidespeicher.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 74: Von oben nach unten: 1. Gau. 2. Gnade. 3. Lot. 4. Melasse. 5. Tein. 6. Elefant. 7. Palme. 10. Ebert. 11. Gnu. 13. Beg. 15. Erde. 18. Eimer. 23. Lob. 24. Nie. — Von links nach rechts: 1. Gogol. 4. Mulatte. 7. Poe. 8. Ode. 9. Lee. 12. Eibe. 14. Liane. 16. Keffe. 17. Sure. 19. Cos. 20. Dir. 21. Nut. 22. Element. 25. Birke.